

Papa, der schlesische Soldat: „Pappa, wo bist Du?“

von Hans-Dieter Langer

Wir lassen auch hier das Hänschen persönlich zu Wort kommen, denn das Kind stellte in seinen schlesischen Träumen oft diese Frage.

Ende Mai 1945 durften wir nach der Evakuierung aus dem noch russisch verwalteten, inzwischen aber bereits ansatzweise polonisierten Glatzer Bergland wieder zurück in unser Dorf, das nun künftig polnisch Gęsiniec heißen sollte. Unser Haus mussten wir bald mit einer alten Polin teilen (Abschnitt 3), doch ging es friedlich zu, denn diese war ja froh, Nachbarn zu haben. So hielt Mama eisern die Stellung: „*Bis Papa wieder kommt!*“, hieß es zuversichtlich. Ein freiwilliger Rückzug nach Deutschland kam für uns deshalb nicht in Frage, und bis zum Jahr 1950 ließen uns auch die polnischen Behörden diesbezüglich weitgehend in Ruhe.

Mama verfügte - außer der Erinnerung an einige Kurzurlaube sowie Fotos aus den ersten Kriegsjahren - über keinerlei Lebenszeichen von ihrem geliebten Alfred. Dieses Schicksal, das sie mit so schrecklich vielen Frauen jener Zeit teilte, ertrug sie jahrelang ohne Klagen und nach dem Krieg zudem bei Schwerstarbeit (z.B. Pflastern in Diensten einer polnischen Straßenbaufirma im zerstörten Strehlen), denn wir zwei Söhne - Siegfried (1936-2013) und ich (geb. 1941) - hingen an ihrem Tropf. Meinen Vater kannte ich ja dieser Umstände halber im Grunde bis zum 9. Lebensjahr gar nicht. Doch der oft wiederholte mütterliche Satz „*Der Pappa lebt!*“ wirkte auch auf mich stets elektrisierend.

Im Jahr 1950 wendete sich das Blatt, nachdem die DDR die Oder-Neiße-Grenze völkerrechtlich anerkannt hatte. Bis dahin widersetzten wir uns erfolgreich allen Versuchen, die polnische Staatsbürgerschaft anzunehmen. Nun aber hieß es: „*Entweder ..., oder raus!!!*“ Unsere Familie war sich absolut einig, wir wollten keinesfalls Polen werden. So gerieten wir auf die Liste derer, die nun als Letzte aus Schlesien

vertrieben wurden. Alle jene, die die Heimat nach uns, also nach 1950 verlassen haben, taten dies freiwillig.

Als wir freilich im Land unserer Wahl ankamen, hieß dies nicht mehr „Deutschland“, denn es war geteilt in „Bundesrepublik Deutschland“ und - seit dem 7. Oktober 1949 - „Deutsche Demokratische Republik“. Wir waren im Chaos der Vertreibungs-Empfindungen trotz entsprechender Warnungen von Mitreisenden auf dem Transportweg beim besten Willen zu einer überlegten, besseren politischen Entscheidung („*Ihr müsst in den Westen!!!*“) nicht fähig. Wir steuerten ohnehin den deutschen Osten an. Soeben war Alfred Langer nämlich aus der sowjetischen Kriegsgefangenschaft auf eigenen Wunsch hierher entlassen worden, denn der wollte keinesfalls nach Polen! Haus und Hof, Beruf und Arbeitsstätte (die Hussinetzer Buntweberei war ohnehin im Krieg total zerstört worden), Heimat und Erinnerungen, alles, alles in Schlesien opferte er einem dumpfen Feindbild.

So strandeten wir - wie er - im sächsischen Weinböhma, und wir Kinder ... hatten unseren „Pappa“ wieder, d.h., ich lernte ihn als knapp Zehnjähriger erst einmal kennen. So haben sich seine Berichte über Krieg und Gefangenschaft tief ins Gedächtnis geprägt. Ähnlich ist es ja vielen seiner Kameraden ergangen, doch hört man jetzt oft, dass sich die Nachkommen grämen, nie ihre Krieger-Väter nach ihrem Erleben gefragt zu haben. Das war bei mir anders. Daher, so glaube ich, ist dieser Episodenbericht über meinen Vater, den schlesischen Soldaten im Zweiten Weltkrieg, vielleicht auch allgemein interessant, zumal ich seinen Weg mit einigen authentischen Fotos veranschaulichen kann. Und im Übrigen finden sich in meiner Schlesischen Weltkriegstrilogie und in meinen Berichten über die Schlachtfelder Neuweistritz und Gęsiniec zahlreiche ergänzende Sichten auf den Krieg und die Nachkriegszeit in Schlesien, in die nicht nur der Papa, sondern auch ich selbst tief verstrickt worden sind.

Papa gerät in den Kriegsdienst

Mein Vater war von Anfang an als militärisch ausgebildeter Sanitäter am Russlandfeldzug beteiligt. Sein Vormarsch endete irgendwo bei Smolensk, dann der verlustreiche Rückzug über Polen nach Schlesien, die Einkesselung in Böhmen und schließlich die sowjetische Gefangenschaft mit langjähriger Zwangsarbeit. Dieses Elend ereilte viele Militärangehörige. An der Stelle mag daher, stellvertretend für die ungezählten anderen, meines Vaters - freilich in der Endkonsequenz vergleichsweise eher glückliches - Soldatenschicksal stehen, so wie ich es aus seinen bewegenden Schilderungen und mit Hilfe der Fotos in Erinnerung behalten habe.

Mit 29 Jahren, noch vor Kriegsbeginn, war mein Vater im besten Alter für Hitlers Kanonenfutter. Er wurde folglich zeitig eingezogen, und ich bin lediglich als sein „Erinnerungsstück“ von einem Urlaub im wunderschönen Juni 1940 die üblichen neun Monate später, nämlich am 13. März 1941 geboren worden.

Ich Wiegenbaby und Steppke mit ersten Gehversuchen durfte somit den Papa nur wenige Male und völlig erinnerungslos als einen Kurzurlauber „kennen lernen“ (Bild 1), und das auch nur bis zur Schlacht bei Stalingrad (Sommer 1942 bis März 1943). Danach wurde soldatischer Urlaub zum Glücksfall, und ich sah ihn tatsächlich erst nach Vervollendung meines 9. Lebensjahres wieder. Also bin ich bis zum Jahr 1950 eigentlich ohne Vater aufgewachsen. Ist es daher nicht verständlich, wenn man neugierig ist? Was trieb mein Papa bis dahin?



Bild 1: Nur einige seiner Fotos - hier eine Aufnahme mit meinem Bruder und weiteren Verwandten (siehe auch Bild 3 in Abschnitt 4) – belegen für mich seine gelegentliche Anwesenheit.



Bild 2: „Fertig zum Ausgang“ - Der Sanitäts-Soldat Alfred Langer in Ausgehuniform am „15. X. 1939“ (Hinweis: Am 1. September 1939 begann mit dem Überfall auf Polen der Zweite Weltkrieg.)

Das Foto in Bild 2 zeigt ihn in jener Ausgehuniform, mit der er auch uns an Urlaubstagen in Friedrichstein/Hussinetz aufsuchte - hier im Bild zum 15. Oktober 1939 - und noch etwas früher, nämlich am 5. Oktober 1939, sehen wir ihn in Bild 3 mit seinen Kameraden gegen Ende der Grundausbildung in der Pause eines Gepäckmarsches. (Auch in den folgenden Fotos, wo nötig, zeigt ein Pfeil auf ihn. Übernommene Anmerkungen von den Fotorückseiten sind in Anführungszeichen gesetzt.) Bedenkt man, dass die Ausbildungsphase mindestens 6 Wochen währte, so schätzt man auf diesem Weg ab, dass Papa bereits im August 1939 eingezogen worden ist, also noch vor dem Kriegsbeginn, der bekanntlich auf den 1. September fiel.



Bild 3: „Gepäckmarsch“ - Papa mit der halben Mannschaft des Feldlazarets in einer Marschpause am „5. X. 1939“

Obgleich seine militärische Ausbildung zum Soldaten mit Spezialausrichtung Sanitäter gar nicht so fern von Hussinetz (das seit 1937 Friedrichstein hieß) in Schlesien stattfand, bekam er eher selten Urlaub. Den soll er sich allerdings gelegentlich als Auszeichnung verdient haben, weil er sich als ein hervorragender Karabinerschütze mauserte. Zum Glück wurde das für Papa keine Auswahlbedingung als es im Krieg auch für ihn richtig ernst wurde. Er kam zwar mit seinem motorisierten Feldlazarett der Heeresgruppe Mitte an der unsäglichen Ostfront weit in die Tiefen Russlands, doch nur in deren immer mitlaufendes Hinterland. Eine solche Truppe wird in der Fachliteratur wie folgt charakterisiert⁷³): *„Man unterscheidet bei den Feldlazaretten die bespannten und die motorisierten Feldlazarette. Beide entsprachen sich in Gliederung (Gruppe/Führer, 1. und 2. Zug) wie personeller Stärke (76 Mann). Unter den Sanitätsoffizieren befanden sich mindestens 2 Chirurgen und 1 Facharzt für Innere Krankheiten, dazu kamen 1 Zahnarzt und 1 Apotheker. Das Feldlazarett lag meist 15-20 km hinter der Front und sollte, wenn irgend möglich, in festen Gebäuden (Schulen, Krankenhäuser u.a.) eingerichtet werden. Es verfügte meist über folgende Stationen: Aufnahme, Operations-, Verband-, Röntgen- und Apothekerraum. Dazu kam der Küchen- und Vorratsbereich sowie ein Leichenraum. Sanitäts- und Wirtschaftsgüter wurden aus einem Sanitätspark nachgeführt. Das Feldlazarett war für die Aufnahme von 200 Patienten ausgerüstet. Mußte es der Division auf dem Vormarsch folgen, so wurden die Verwundeten entweder in ein rückwärtiges Kriegslazarett der Armee abgeschoben, oder ein Kriegslazarett löste das Feldlazarett vor Ort ab.“*

Papa war also zunächst eher nicht unmittelbar in lebensbedrohliche Kampfhandlungen verwickelt. Im Bild 4 erblicken wir ihn auf einem der Militär-Lkw, die als Transporter seiner Sanitäts-Staffel dienten, vielleicht am Tag des Aufbruchs nach Russland. Seine Truppe ist hier noch in bester Stimmung, lachende Gesichter.

Die dürfte den Sanitätssoldaten allerdings wenige Monate später - so



Bild 4: Marschbefehl - Papa mit seiner Sanitätskompanie in den Tagen des Aufbruchs nach Russland im Jahr 1941 (Hinweis: Am 22. 6. 1941 erfolgte der Angriff auf die Sowjetunion ohne Kriegserklärung.)



Bild 5: Schlammszene - Papa während des Russlandfeldzugs im August 1941 irgendwo bei Smolensk

eben bei Smolensk - schon ziemlich endgültig vergangen sein, als sie zum Beispiel gemäß Papas zehn Jahre späterem Bericht im Schlamm stecken blieben, siehe Bild 5, und ihre Fahrzeuge mit größter Kraftanstrengung selber schieben mussten. Doch der Wegweiser zeigte damals nach Moskau noch 400 km an, und sie steckten nicht nur wegen des Schlamms in der „Scheiße“, wie mein väterlicher Berichtersteller die höheren Zusammenhänge drastisch zu formulieren wusste.

Papa hatte, wie gesagt, trotzdem das Glück, stets weit hinter der Kampffront, allerdings im wahrsten Sinne des Wortes zu operieren. Seine Tagesarbeit bestand schließlich oft aus dem Abtrennen von zerfetzten Körperteilen seiner unglücklichen Frontkameraden ... und leider auch aus dem Aussortieren derer, die das alles so furchtbar zahlreich nicht überstanden. Eine andere Eigenschaft nämlich, als guter Schütze zu sein, scheint den Ausschlag gegeben zu haben: Zuverlässigkeit. Irgendwie geriet er jedenfalls deshalb in den Dunstkreis eines ranghohen Militärarztes, der ihn seither an sich band und als unverzichtbar einstufte. Mit anderen Worten, er brauchte Vater als Vertrauensperson und Gehilfen in vielen Dingen und verhinderte dafür jeden der mehrfachen Versuche, ihn als Frontsoldat abzuführen.

So kam mein Vater sofort im Anschluss an die grundlegende Ausbildungszeit in eine zunächst stationäre, später im Russlandkrieg jedoch in jene mobile medizinische Einrichtung. Wir erleben ihn in den Bildern während seiner schlesischen Zeitspanne vom 23. Februar (Rosenborn) bis zum Juni 1941 (Katzdorf) anhand der Fotos bzw. eigenhändiger Beschriftungen - ein Beispiel siehe Bild 7 - auf deren Rückseiten (Bilder 6 bis 12) in verschiedenen Krankenstationen seiner Sanitätsstaffel, deren militärisch-spartanische Ausstattung sofort ins Auge fällt. An die teilweise katastrophalen Bedingungen in den mobilen Einrichtungen, den „Feldlazaretten (mot)“, die dann auf russischem Boden zum Einsatz kamen, darf man gar nicht denken!



Bild 6: Dienstpause - Papa in der Sanitätsbaracke in „Rosenborn“ am „23. II. 1941“

Rosenborn, 23. II. 41
Zur Erinnerung an meine Dienst-
zeit im Aerial an meine Rosenborn.
L.

Bild 7: Papas Handschrift auf der Rückseite des Fotos in Bild 5



Bild 8: Im OP-Saal - Papa in „Dienstuniform“ mit seinem Chefarzt (links) im stationären Operationsaal der Sanitätsbaracke in „Rosenborn“



Bild 9: Übung - Szene vor der Baracke in „Rosenborn“ mit Papa im Hintergrund



Bild 10: Fototermin einer „San.-Staffel“ in „Rosenborn“ - Papa in der zweiten Reihe, vorn sitzend die ärztlichen Ausbilder bzw. Führungsoffiziere (dritter von links in dieser Gruppe der Chefarzt)



Bild 11: Ausbildung - Papa mit seiner Sanitätskompanie unterwegs in Schlesien im Juni 1941



Bild 12: Ausbildung - Papa mit seiner Sanitätskompanie an der „Weißtritz“ im Juni 1941

So ganz nebenbei bemerkt, mein Vater geriet in seiner schlesischen Dienstzeit sogar definitiv an die Gestade der Weißtritz, deren Quellgebiet (Neuweißtritz) ich vier Jahre später durch die Evakuierung aus Friedrichstein/Hussinetz ums Überleben aufsuchen musste, um dort überraschend letztlich doch noch von der Front überrollt zu werden.

Vaters Gönner, der Chef-Mediziner, rettete daher freilich wohl nicht nur dessen Leben, sondern hatte - wie gesagt - in den Folgejahren gemeinsam mit ihm im eher „ruhigen“ Hinterland der Front ständig mit jenen im Krieg Verletzten, Verstümmelten, Sterbenden und Toten

zu tun. Das waren ihrer beider Jobs, die sie letztlich im Verband der Heeresgruppe Mitte - bis kurz vor Kriegsende bekanntlich auch wieder in Schlesien angekommen - verrichteten. Dann geriet mein Vater mit den nach Böhmen flüchtenden Armeeeinheiten leider zum Schluss in die Bedrängnis. Ein Rest ihrer Sanitäter-Truppe hielt noch zusammen, allerdings hantierte Papa jetzt statt mit Verbandszeug oder Schreibutensilien wieder mit dem Karabiner, denn sie wollten sich durch inzwischen feindlich von Tschechen dominiertes Gebiet zu den Amerikanern durchschlagen. Ein Flusshindernis, auf dessen anderer Seite bereits der Amerikaner stand, wurde ihnen zum Verhängnis.

Sie hatten sich als eine versprengte Gruppe der bekanntlich noch bis zum 12. Mai 1945 in Böhmen kämpfenden deutschen Armeeeinheiten im hohen Gestrüpp einer Waldlichtung versteckt als sie von einer tschechischen Übermacht eingekreist wurden, und jeder (auf beiden Seiten!) spürte den nahen Tod. Die im Außenkreis verständigten sich bei der Einkesselung anfangs mit lauten Rufen, so dass es bei meinem Papa dämmerte: Nicht Russen, sondern Tschechen!

Nun kam es für alle (auf beiden Seiten!) darauf an. Es kam aber jetzt sogar auf gemeinsame slawische Wurzeln an! Hatten nicht die Leute im „böhmischen“ Dorf Hussinetz, in das mein Vater einheiratete, tschechisch gesprochen? Hatte er nicht auch einiges davon aufgeschnappt? Hatte er nicht sogar einige der Zurufe da drüben verstanden? Jedenfalls schrie er nun beim plötzlichen Aufspringen aus der Deckung mit erhobenen Händen „*Ne strilet!*“, was zumindest auf Altböhmisch so viel wie „Nicht schießen!“ heißen sollte.

Zwei böhmische Worte

Gedicht von Hans-Dieter Langer

Im Pflanzenschungel
umzingelt!!
lautlos,
Gerüche der hautnahen Erde,
alle spüren es,
keiner sieht etwas.

Außer Spuren:
Man muss kein Hohe-Tatra-Jäger sein,
um sie am geteilten Nesseldickicht zu erkennen.
Sehr viele Spuren!

Wie viele?
Wie viel Minuten noch, zum Leben, auf beiden Seiten???
Heimliche Stoßgebete
in Tschechisch und in Deutsch,
hüben und drüben,
auf beiden Seiten,
unausgesprochen:
Ob sie der gleiche Gott hört?
Und auf wessen Seite steht er?

Dünne hohe Pflanzenhalme,
dürftige Deckung für alle.
Panische Angst auf beiden Seiten.
Finger am Abzug,
im Außenring

und im Innenkreis,
auf beiden Seiten.

Flammenwerfer?
Handgranaten?
MP-Garben?

Krieg macht müde,
nahes Kriegsende weckt Erinnerungen
an die zu Hause.
Ich lebe, ich will, ich will weiter leben!

“Ne strilet!!!“,
tönt es plötzlich von innen
- wie ein Befreiungsschlag

und wird außen spontan
als Friedensgebot
erkannt.

Zwei böhmische Worte,
die Leben bedeuten,
auf beiden Seiten!

Und die Waffen schweigen,
auf beiden Seiten!!!

Ja, slawische Wurzeln aus Hussinetz haben dieses Wunder vollbracht, denn - Gott sei Dank! - niemand hat geschossen, und man nahm die ganze deutsche Gruppe kampflos gefangen. So haben die Folgen des einst von Böhmen ausgegangenen Hussitentums 500 Jahre später zur Lebensrettung ganzer Einheiten deutscher Soldaten und tschechischer Freischärler ... und damit meines Vaters selbst beigetragen.

Hinweis: Hänschens Vater bediente sich noch lange der Sütterlin-Schreibweise, die er in der Schule des preußischen Schlesiens gelernt hatte. In Erinnerung dessen wählte der Autor diese Schrift für den Buchtitel („Wir spielten mit Minen und Granaten“) und das Gedicht. Für Leser, die diese preußische Laufschrift nicht kennen, findet sich die lateinische Form im Anhang.

Stalins Rache: Gefangen, doch nicht gehangen

Inwieweit dies für die anderen, unglücklicheren Kameraden, womöglich nur vorüber gehend galt, kann ich nicht beurteilen, denn die folgende Gefangenschaft fand in der fernen Sowjetunion statt, und die Kameraden verloren sich bald aus den Augen, zumal in den Lagern tödliche Krankheiten und Hunger umgingen. Diese schier endlos langen Jahre der Gefangenschaft und der Ungewissheit, dort wie auch bei uns zu Hause! Mama sagte doch immer und immer wieder: „*Der Papa kommt wieder!*“. Und ich glaubte ihr.

Mein Vater rauchte in der Gefangenschaft bewusst nicht wie alle die anderen - er war ja auch vor dem Krieg Nichtraucher - sondern „handelte“ mit selbst hergestellten Zigaretten, um zu überleben. (Umso mehr „*qualmte*“ er nach der Gefangenschaft zu Hause - erst Pfeife, später Zigarren - vor allem zum Leidwesen meiner Mutter ... und zum Glück als lebenslange Abschreckung für mich.) Ziel des Tauschhandels war für ihn im russischen Lager stets etwas Essbares. So kam er über die Runden und gewann letztlich dieses russische Roulett, das da in Odessa stattgefunden hat.

Hier lohnt sich ein kurzer historischer Ausflug, den vage Erinnerungen an Vaters einschlägige Äußerungen und die Fachliteratur ermöglichen. Nach seiner Gefangennahme in Böhmen ging für ihn die Reise ins Ungewisse über das Lager Brody (ukrainisch Броди) bei Lwow (polnisch Lwów, ukrainisch Львів) mit Endziel Odessa (ukrainisch Одеса). So blieb er zum Beispiel von der sibirischen Kälte verschont, die bekanntlich viele dahin gerafft hat, die in den Norden und Osten kamen. In der warmen Region um Odessa gab es zuletzt 10 große Lager, in denen laut Literatur insgesamt „nur“ ca. 5.000 Gefangene verstorben sein sollen. Diese Lager galten für sowjetische Verhältnisse bereits ab 1944 als gut organisiert, wobei nämlich selbst Lagerverwaltungen für die vielen in ganz Russland verteilten Objekte kein Selbstverständnis waren. Hier gab es aber zudem neben den Arbeitsbataillonen sogar Hospitäler und Erholungslager!

Mein Vater wurde zwar anfangs wieder als erfahrener Sanitäter eingesetzt. Später, als die medizinischen Dienste zunehmend mit Russen besetzt worden waren, versah er jedoch im Lager zeitweise Küchendienste (... und wurde für unsere in Sachsen wieder vereinte Familie ein ausgezeichnete Koch!). Bis dahin war der Hunger auch für ihn wie für tausende seiner Kameraden ein ständiger Begleiter. Die überaus längste Zeit musste er aber in einem Betrieb in Odessa Zwangsarbeit leisten, in dem Bleche für den Schiffbau verarbeitet worden sind. Die große Hafenstadt Odessa liegt fast 1.500 km von Hussinetz

entfernt am Schwarzen Meer. Es gab, wie gesagt, keine Heimatnachrichten. So wurde die allgemeine Ungewissheit zum Gespenst, das die Gefangenen Tag und Nacht begleitete ... und umgekehrt meine Mutter fast zum Wahnsinn trieb. Man war im Lager zudem selbstverständlich der Willkür der Russen ausgesetzt, doch anscheinend kam mein Vater mit vielen von ihnen recht gut zurecht.

Papa lernte schnell, sich mit ihnen in ihrer Sprache zu verständigen. Dies wird, auch nach meiner Erfahrung, von allen slawischen Völkern immer hoch geschätzt. Trotzdem können Hornochsen immer und überall die Koexistenz verderben. Meinen Vater traf es bei der harten Arbeit. Eine riesige Blechstanzmaschine musste von ihm manuell beschickt werden, während ein russischer Vorarbeiter auf den Knopf drückte, um das mächtige Stanzmesser zum Fallen zu bringen. Dann passierte es, der unaufmerksame Partner drückte ab, während Vater noch das schwere Blech richtete. Trotzdem Glück gehabt, denn es wurden „nur“ sämtliche vorderen Fingerglieder der rechten Hand abgehackt. Dieser „Arbeitsunfall“ mit jahrzehntelangen Behinderungsfolgen im späteren Arbeitsleben ist natürlich nie vergolten worden. Mein Vater wurde zudem auch niemals für die Zwangsarbeit entschädigt, und er bekam - wie Millionen andere - sicher auch keinen göttlichen Bonus für verlorene Jahre ... doch wir hatten nach der Entlassung unseren „Papa“ wieder. Nicht gleich, doch bald, allerdings dann sozusagen nur im Ausgleich für die dafür verlorene schlesische Heimat.

Das Wiedersehen

Das glückliche Wiedersehen hat eine denkwürdige Vorgeschichte: Lange Zeit hatten wir in Hussinetz-Friedrichstein-Gęsiniec - wie gesagt - keine Ahnung, ob unser Papa, Alfred Langer, noch lebt. Bis eines Tages, spät im Jahr 1949, von ihm die erlösende Nachricht eintraf, dass er aus der russischen Gefangenschaft entlassen worden sei. Diese Post kam paradoxerweise aus Weinböhla bei Dresden. Sie enthielt die zweitschönste Botschaft in meinem Leben - an erster Stelle steht die von der Geburt meines Sohnes Falk-Uwe im Jahr 1968 - und war der Anfang von einer radikalen Veränderung in unserem künftigen Dasein, wie oben einleitend berichtet.

Doch hier wollen wir erst einmal einen anderen Brief von ihm untersuchen, der uns nach der Vertreibung aus der Heimat in Weinböhla ausgehändigt worden ist (Bild 13). Es ist Vaters zweites Lebenszeichen aus der Gefangenschaft, und beide waren eigentlich an uns in

Schlesien gerichtet. Der erste Brief ist vielleicht nie in der damaligen Sowjetunion weitergeleitet worden. Auch die zweite Nachricht hat uns nicht erreicht, woran er wohl aber selber die Schuld trug. Ich kann hier das wertvolle Andenken mit seiner Vorder- und Rückseite veröffentlichen, woraus man ja eine ganze Menge auch von allgemeinem Interesse ablesen kann.



Bild 13: Papas zweiter Brief aus Russland (Rückseite siehe Bild 18), der seine Empfänger verfehlte

Das schräg vermerkte Zielgebiet „Deutschland“ fällt sofort auf, doch dieses existierte ja - wie oben bereits angedeutet - nicht mehr. Während Papa am 14. September 1946 auf der Rückseite, siehe unten, seine Zeilen zu Papier brachte, war dieser Begriff vor Ort längst mit „West-“ bzw. „Ostzone“ ausgemerzt.

Die Analyse der russischen Bemerkungen im Postkarten-Vordruck sei, ins Deutsche übersetzt, nun vorangestellt: Da erkennt man in kyrillischer Überschrift eine ebenso hoffnungsvolle wie den inhaftierten Adressanten irreführende Bezeichnung (1) *„Vereinigung der Gesellschaften des Roten Kreuzes und des Roten Halbmondes der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken“*. Die weiteren russischen Einträge wurden in französischer Sprache unterlegt. Auch das macht zumindest den Scheineindruck einer gewissen internationalen Behandlung der russischen Kriegsgefangenen. Das traf aber in der Praxis nicht zu, denn die unglücklichen ehemaligen Soldaten wurden ganz schnell auch Opfer des Kalten Krieges. Allein die Tatsache - wie wir noch sehen werden - dass ein 1946 geschriebener Brief frühestens (lt. Stempel und Ankunftszeit) erst 1948 auf den Postweg ging bzw. zugestellt wurde, spricht dahingehend Bände.

Weiter liest man (Nummern in Klammern von mir eingetragen):

(2) *„Kriegsgefangenen-Postkarte“*

(3) *„Kostenlos“*

(4) *„Wem“*

(5) *„Wohin (Land, Stadt, Straße, Haus-Nummer, Kreis, Dorf, Siedlung)“*

(6) *„Absender“*

„Familiennamen und Vorname des Kriegsgefangenen“

(7) *„Postadresse des Kriegsgefangenen“*

(8) Druckdaten

Die Kategorie *„Potschtowaja kartotschka wojennoplennogo“* (*„Kriegsgefangenen-Postkarte“*) und ein rotes Kritzel-Signum im rhombusartigen Stempel des gewiss noch röteren Zensors, das war quasi das Todesurteil für viele Inhaftierte, bevor die Botschaft ihr Ziel erreichte, wie gesagt, wenn überhaupt. Auch ist eine schriftliche Lüge zu verzeichnen: Mein Vater war zwar in der *„UdSSR“* (bzw. *„CCCP“*), zu

Deutsch „*Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken*“), doch niemals in „*Moskau*“. Hinter der Briefkastenfirma „*Postfach 159/6*“ verbirgt sich vielmehr in verschlüsselter Form jenes ganze, elende Gefangenschaftschicksal. Beim Schreiben meiner ersten Zeilen zu diesem Abschnitt wollte es doch der Zufall, dass in der Freien Presse Chemnitz am Vorabend des Volkstrauertages 2007 die im nachstehenden Bild 14 ersichtliche Notiz veröffentlicht wurde.

Ostdeutsche Kriegsgefangene sollen entschädigt werden

Einmalleistung als Anerkennung für Leiden – Zahlung erfolgt 2009

Berlin/Chemnitz. Ehemalige Kriegsgefangene, die nach Ostdeutschland zurückkehrten, werden eine einmalige Entschädigung erhalten, hat der Bundestag beschlossen. Nun müsse der Bundesrat am 30. November abschließend darüber entscheiden, sagte eine Sprecherin des Bundesinnenministeriums (BMI) der „Freien Presse“.

„Mit der Regelung soll eine Einmalleistung als Anerkennung des Leidens und als Geste der Wiedergutmachung gewährt werden“, sagte der Staatssekretär im Bundesinnenministerium, Christoph Bergner, der „Berliner Zeitung“. Zwar könnten die Zahlungen an die rund 12.000 Betroffenen erst 2009 erfol-

gen. „Aber dies war eine letzte Chance, eine solche Regelung überhaupt zu treffen.“

Die geplante Entschädigung werde insgesamt voraussichtlich fast 13 Millionen Euro betragen. Nach Angaben Bergners sei eine gestaffelte Entschädigung vorgesehen. Wer 1947 und 1948 aus der Gefangenschaft entlassen wurde, erhalte 500 Euro. 1000 Euro bekämen diejenigen, die 1949 und 1950 freikamen, 1500 Euro diejenigen, die ab 1951 zurückkehrten.

Wer letztlich für die Bearbeitung der Anträge zuständig ist, sei noch nicht entschieden, sagte die BMI-Sprecherin. Das werde 2008 bekannt gegeben. (ddp/DB)

Bild 14: Pressemeldung im Jahr 2007, die Papa im Himmel lesen musste

Nun, damit haben wir sogar eine Art von Bewertung der Leiden jener in Ost und West gleichermaßen direkt Betroffenen. Der längst verstorbene Alfred Langer hätte zur ausgewiesenen Mittelgruppe (1.000 Euro entsprächen bei einem Ansatz von 4 Jahren Zwangsarbeit einem

Monatsgehalt von ca. 21 Euro) der Zahlungsempfänger gehört, immerhin. Der reale Maßstab oder die materielle Bilanz nach ca. 6 Jahren Kriegsdienst und fast 4 Jahren Gefangenschaft mag jedoch das sein, was er aus der Sowjetunion mitbrachte, worauf wir unten nochmals eingehen wollen: Es war jener selbst gefertigte, legendäre Handkoffer. Mein Vater konnte sein „*beschissenes*“ Schicksal, wie er es selbst gelegentlich zu bezeichnen pflegte - zumal ihm die Kriegsfolgen und die Vertreibung lediglich den selbst in der DDR verachteten Status eines Hilfsarbeiters im Dreischichtbetrieb einbrachten - nie richtig verkraften und ging im Jahr 1989, letztlich von allem zutiefst frustriert, im Suizid von dieser Welt.

Als uneheliches Kind im Jahr 1910 in eine Zeit geboren, da dies damals noch gesellschaftlich unverzeihlich war, verfolgte ihn dieses „Verbrechen“ wie ein Schatten. Er wollte doch - wie seine Vorfahren - Tischler werden. Die Lehrzeit war jedoch nicht auszuhalten, weil man ihn wegen seiner genetischen Vorgeschichte wie den letzten „*Dreck*“ behandelte. Er lief dem gewalttätigen Lehrausbilder davon und heuerte in der Hussinetzer Weberei an. Hier war ihm eine kurze Blütezeit vergönnt, denn infolge seiner Zuverlässigkeit stieg er in der Mangel-Abteilung zum Vorarbeiter und Maschineneinsteller auf und lernte zudem im Betrieb meine Mutter kennen, die er am 5. Juni 1933 heiratete. Wie es der Zufall so will, erkennen wir beide (siehe Pfeile) im einzigen bekannten Belegschaftsfoto der damals noch boomenden Hussinetzer Firma, siehe Bild 15.

Allerdings stand das Team hier bereits sichtbar unter dem Hiobszeichen des Hakenkreuzes, also nach der Enteignung der jüdischen Vorbesitzer, die das Unternehmen erst so erfolgreich gemacht hatten. Dann kam aber schon bald die Mobilmachung, und alle Träume platz-



Bild 15: Das einzige bekannte Belegschaftsfoto der Buntweberei Hussinetz, schon unter dem Zeichen des Hakenkreuzes: Papa, Pfeil oben; Mama, Pfeil unten („Foto aus dem Album der Familie Gesty/Buresch“ mit freundlicher Erlaubnis von B. Radetzki: Danke!)

ten. Immerhin hatten die Vorfahren meinen Eltern das Haus vererbt (Bild 16), das sie noch gemeinsam modernisieren wollten.

Da wäre noch so viel zu tun gewesen, um es weiter zu sanieren und auszubauen. Der Zweite Weltkrieg machte jedoch auch durch diese Träume meines Vaters einen dicken Strich. Dies muss so gründlich gewesen sein, dass er offenbar als Kriegsgefangener sogar vergaß, dass ihm das historische Steinarbeiter-Haus in der Dorfmitte gehörte, und die Post statt an die korrekte Anschrift (Kauba-Reihe, Nr. 5)



Bild 16: Hänschens Eltern- bzw. Geburtshaus in Hussinetz/Friedrichstein (heute Gesiniec), Ortsteil Aue, Nr. 5 (jetzt Akacjowa Nr. 29), erbaute der Urgroßvater, seines Zeichens Kohlenhändler und Steinarbeiter, Karl Friedrich Fleger (1836-1907). Dieses für die Region typische Steinarbeiterhaus, das zudem mit seiner denkwürdigen Geschichte die Belange von vier europäischen Nationen berührt, ist in der historischen Mitte von Hussinetz als Kulturdenkmal ebenso erhaltenswert wie einige benachbarte Anwesen (u.a. Bauerngüter mit Kelcharchitektur). Dafür setzt sich der Autor vehement ein: Das Denkmalprojekt „Kulturpark Hussinetz“ in Gęsiniec⁷⁾ und der Aufruf „Schließt Euch mir an, so lange Ihr könnt!“ . Deshalb ließ er sich im Foto mit aufnehmen.

seiner Frieda Langer, geb. Fleger, fatalerweise an sein eigenes Elternhaus im Ortsteil Aue (Nr. 196) adressierte, siehe Fotos in Bild 17.



Bild 17: Dies ist Papas „Eltern“haus im Ortsteil Aue von Hussinetz, in dem er im Jahr 1910 unehelich geboren wurde (Papas Mutter: Emma Langer, 1886-1938; links unten im Bild Hänschens Urgroßmutter: Anna Rosina Langer, geb. Böhm, 1854-1945, Foto von Dietmar Hoffmeister: Vielen Dank!; Papas Vater: Alfred Böer, 1885-1915). Das Gebäude, dessen für Hussinetzer Verhältnisse vornehme Bauweise an der von den jetzigen polnischen Eigentümern bisher nicht sanierten Rückseite noch gut zu erkennen ist - zum Vergleich siehe die Hausecke im linken unteren Teilbild aus der Zeit um 1935 - hat Hänschens Urgroßvater, der Tischlermeister Ernst Julius Herman Langer (1854-1912), erbaut. Die im Krieg zerstörte Tischlerei füllte den Vordergrund des Anwesens, siehe oberes Teilbild. Die Hoffassade wurde überformt und das Dach mit der typisch grellfarbigen polnischen Blechbauweise ist erneuert worden.

Nun konnte man ja im Arbeiter- und Bauernstaat DDR für diesen armen Schlucker wenigstens noch einen halbwegs sonnigen beruflichen Herbst erwarten, doch es kam für ihn eher die Eiszeit. Man stand ja am Anfang völlig mittellos und ohne Beruf da. An Qualifizierung war mit 40 Jahren angesichts einer hungernden Familie nicht zu denken. So musste sich mein Papa als Hilfsarbeiter durchschlagen. Das war aber in der Deutschen Demokratischen Republik, wie gesagt, schlimmer als unehelich geboren zu werden, denn in den Fabriken waren jetzt die Facharbeiter die Herrenmenschen. Das bekam mein Vater ganz besonders in der Walzengießerei Coswig zu spüren, wo er zuletzt langjährig bei Schwerstarbeit und mit Nachtschichten tätig war. Nach einem von ihm selbst unverschuldeten Stromschlag-Arbeitsunfall - er meinte später, die „Kollegen“ hätten ihm sogar eine Falle gestellt - kam endgültig das berufliche Aus. Man beschäftigte ihn im Gnadenbrot als „Bademeister“, zu dessen Aufgaben auch die Toilettenreinigung gehörte. Was das in einem Arbeitsumfeld mit schwarzem Formsand-Feinstaub bedeutete, kann man sich eigentlich nur vorstellen, wenn man die grauen Gießereihallen damals betreten oder gar eine der glühenden 40-Tonnen-Walzen aus Nahdistanz mit „ausgepackt“ hätte (wie der Autor gelegentlich in den Ferien nachvollziehen konnte). Trotzdem legte sich dieser Mann mit seinen schlampigen Kollegen an, denn er wollte für sie und die anderen Ordnung und Sauberkeit halten. Dafür setzten ihm die prominente-sten Vertreter der „führenden betrieblichen Arbeiterklasse“ ihre stinkenden Exkremete in die gefliesten Raumecken und pinkelten ihm die Wannen voll. Das war schließlich für ihn ein Kündigungsgrund.

In diesem tragischen Moment wurde meine Mutter, die ja um fünf Jahre älter war als mein Vater, für ihn auf Dauer ein Pflegefall (schmerzhafte schwere Osteoporose). Es folgten für beide fünf elende Jahre bis zu ihrem Tod. Ja, diese unglückliche Episode brach meinem Vater schließlich endgültig den Lebenswillen.

Nun gehen wir zurück zu obigem fatalen Brief: Mein Papa hat doch

als eigentlicher Verlierer in einem verlorenen Krieg tatsächlich „*Besplatno*“ (3), also kostenlos, das wertvolle Schreiben mit einem kapitalen Anschriften-Fehler eigenhändig in die vermeintliche Heimat geschickt. Na so was, hatte er nicht im Jahr 1933 ordnungsgemäß im Standesamt zu Strehlen und in der evangelisch-reformierten Marienkirche zu Hussinetz den Familiennamen an seine Frieda übertragen? Und hatte nicht deren Mutter, Anna Maria Fleger, geb. Duschek (1869-1946), ihr Haus nicht noch rechtzeitig an ihn übertragen? Dass also ein Fremder von Hand „*vhl. (verehelicht) Langer*“ darauf schreiben musste, ist wohl kaum zu verzeihen.

Dass Schlesien inzwischen polnisch war, ist ihm im fernen Russland vielleicht entgangen, und dass im polonisierten Dorf Gęsiniec niemand mehr etwas mit dem Ortsnamen Friedrichstein (Umbenennung von Hussinetz im Jahr 1936) zu tun haben wollte, konnte er auch nicht wissen. Aber erstens betraf zwar die Haus-Nummer 196 einigermaßen korrekt sein Geburtshaus im ehemaligen Hussinetz, doch hatten die Polen dieses größere Tischler-Anwesen längst vollständig anektiert und zudem umnummeriert. Zweitens wohnte er schon vor dem Krieg in der Kauba-Reihe und warteten schließlich wir dort in seinem eigenen Haus auf ihn!

Vielleicht deshalb wurde der Brief - in Polen als unzustellbar („*N.V.*“ – nicht vermittelbar) gemäßregelt - bereits nach „*Deutschland*“ umadressiert, was ja als neuerliches Empfängerland wiederum nicht mehr so richtig stimmte, denn er kam Ende 1948 oder Anfang 1949 schlussendlich im „*Krs. Meißen*“ (Kreis Meißen), also in der seinerzeitigen Sowjetischen Besatzungszone an, und das beim Absende-Datum 14. September 1946, siehe Rückseite unten, also zwei Jahre zuvor zu Papier gebracht! Wäre uns der Brief schon damals zugestellt worden, so hätten wir trotzdem wenigstens erfahren, dass er tatsächlich lebte und „*In Gefangenschaft*“ war. Doch das wollte man wohl wiederum in der Sowjetunion gerade durch die lange Zustellungsverzögerung verbergen.

Lieber „Kgf. (Kriegsgefangener) Alfred Langer“, da musst Du Dich nicht wundern, wenn auch schon Dein erster Brief im Niemandsland verging, was Du in Deinem lieben Briefftext an uns monierst, siehe Bild 18. Die Ungewissheit manifestierte sich jedenfalls dadurch für lange Zeit auch auf unserer Seite.

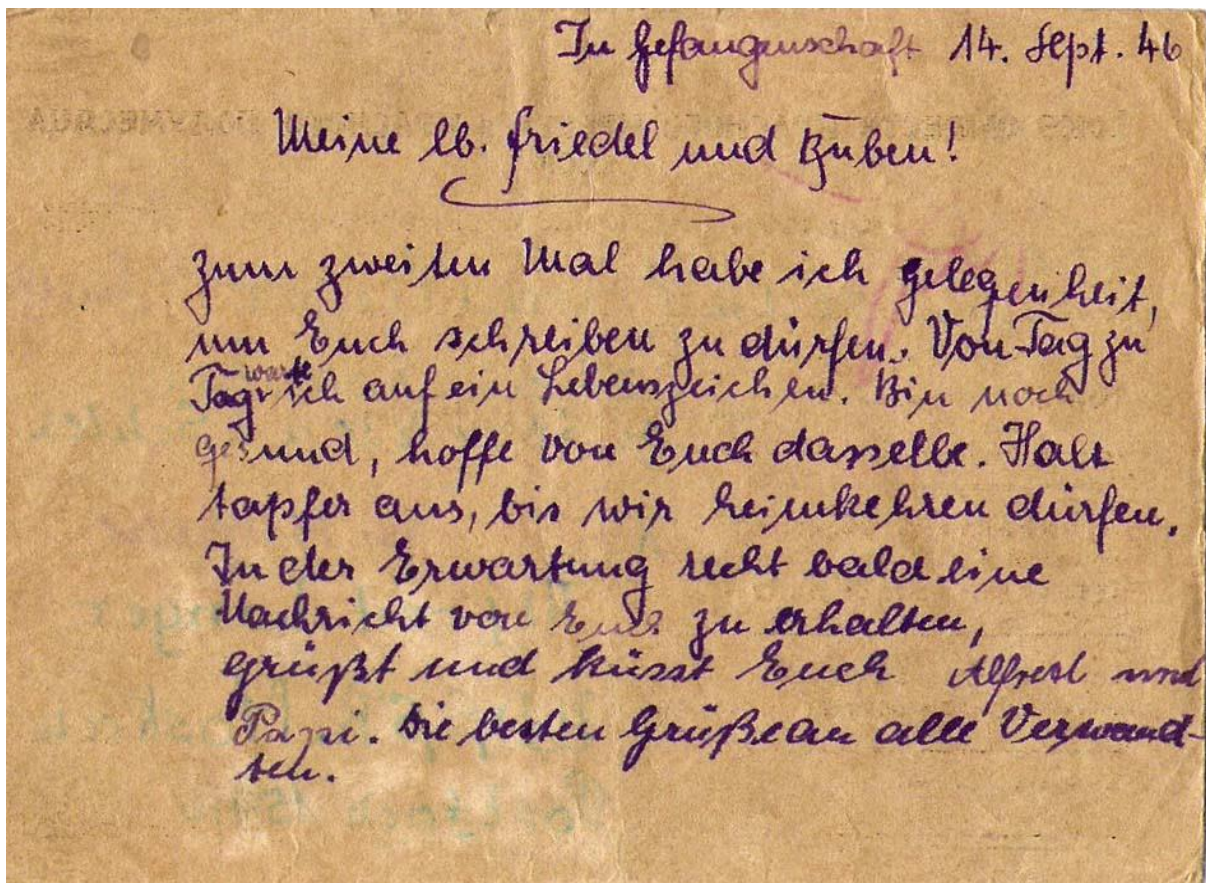


Bild 18: Rückseite der Postkarte in Bild 13 mit der eigentlichen Nachricht des Absenders

Im Jahr 1946 glaubte mein „Papi“ (der von mir zudem nie so, sondern stets mit „Papa“ (eigentlich „Pappa“ ausgesprochen) bezeichnet wurde, auch als er neun Jahre lang nur in meiner Phantasie lebte) also noch an seine schlesische Heimat, was denn sonst? Als dieser zweite Brief freilich letztlich wenigstens die „Verwandten“ im sächsischen Weinböhla (Familie von Mamas Schwester, Ida Sperlich, geb. Fleger) um die Jahreswende 1948/49 erreichte, hatte sich seine Vorstellung von „heimkehren“ freilich radikal geändert: Er wollte nämlich anlässlich seiner Entlassung im Jahr 1949 keinesfalls zu den Polen!

So entschied er sich für Sachsen und wurde bei meiner Tante im gleichen Jahr als Rückkehrer aus der Gefangenschaft aufgefangen. Zu dieser Zeit waren „*Friedel und Buben*“, die in Gęsiniec extra so lange die Stellung hielten, allerdings immer noch ziemlich ratlos: Lebt er noch oder lebt er nicht???

„*Pappa, wo bist Du?*“

Fazit

Alfred Langer hatte somit nicht nur den Krieg (in summa 6 Jahre), sondern auch die vier Jahre sowjetischer Gefangenschaft überlebt, und dies auch noch bei erniedrigender Zwangsarbeit mit Invaliditätsfolge! Wer diese Art der Beschäftigung - zudem mit Null Informationen zum Thema Zukunft - nicht miterlebt hat, kann sich dies selbstverständlich nicht wirklich vorstellen. Wir haben aber heute eine gewisse Ahnung vom deutschen Mindestverdienst in einem Arbeitszeitraum von ca. 10 Jahren, wenn wir folgendes Beispiel durchrechnen: 8,50 Euro x 8 Std. x 6 Tage x 4 Wochen x 12 Monate x 10 Jahre entspricht immerhin ca. 198.000,- Euro. Diesem Scheinvermögen stellen wir nun das gegenüber, was mein Vater von seinem ausländischen „Arbeitseinsatz“ mitbrachte: Es war ein aus Pappe und Holz kunstvoll selbst angefertigter und mit einigen Kleiderlumpen gefüllter Handkoffer gemäß Bild 19. Den Koffer habe ich, sein damals kleinerer „*Bube*“, als wertvolles Erbstück für alle Zeiten aufgehoben, damit die Nachwelt beim Anblick dessen gegebenenfalls ihre immer mehr ausufernden Verdienst-Besitz-Maßstäbe korrigieren kann.

Man spürt im Briefftext - und zwar damals nach „erst“ einem Jahr (!) Gefangenschaft - noch jede Menge Optimismus. Eine scheinbar ungebrochene Erwartungshaltung überspielte die mangelnde „*Gelegenheit*“, „*schreiben zu dürfen*“, und nährte die Hoffnung, bald „*heimkehren*“ zu können. Allerdings quälte auch ihn der Gedanke „*Lebenszeichen*“, denn er hatte ja keine Ahnung, was der Krieg in Schlesien angerichtet hatte.



Bild 19: Im linken Teilbild präsentiert sich der museumswürdige Koffer-Eigenbau, mit dem Hänschens Vater das nach fast 10 Jahren Krieg, Gefangenschaft und Zwangsarbeit „angehäufte Vermögen“ mit nach Hause brachte - ein Bündel Kleiderlumpen. Dafür, dass er etwas vom künstlerischen Tischlerhandwerk verstand (siehe am Koffer die sorgfältige Holz- und Pappenverarbeitung, einschließlich metallischer Kantensicherung) und auch später in seiner Freizeit zahlreich umsetzte, mag im rechten Teilbild eines seiner kunstvoll verzierten Schränkchen stehen.

Doch er musste noch drei lange Jahre warten ... und nicht nur der Optimismus ist dahin gewesen, sondern eigentlich alles, alles war - um es mit Papas Worten zu sagen - „*futsch*“!

Nun ist die Zeit auch darüber hinweg gegangen, und meine Eltern leben nur noch in der Erinnerung, so etwa wie im letzten Bild dieses Rückblickes.



Bild 20: Mama (9.2.1905-17.3.1986) und Papa (6.5.1910-26.9.1989) an ihren jeweiligen Lebensabenden